

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 4 (1991)
Heft: 3

Rubrik: Ereignisse

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EREIGNISSE

Mit dem «Hochparterre» nach Frankfurt am Main

Frankfurt ist das Ziel der nächsten Reise, die «Hochparterre» für seine Leserinnen und Leser organisiert. Als Einstimmung und als «Appetithäppchen» hat der Schriftsteller Urs Widmer für uns den folgenden Text geschrieben.

Ich habe siebzehn Jahre lang in Frankfurt am Main gewohnt, dieser verrufenen Stadt, und siebzehn Jahre lang hat mich jeder gefragt: Sag mal, bist du verrückt, wieso just dieses entsetzliche Frankfurt? Dieser Häuserhaufen, in dem die Drogenmafia herumtobt, die Prostitution der brutaleren Art, der Nepp, das Geld, das Geld, das Geld? Chicago in Europa, also alles Üble, und das erst noch kleinkariert. Nun. Wie in jedem Vorurteil – alle meine kritischen Freunde konnten die Stadt nur von irgendwelchen Buch- oder Textmessen – steckt auch in diesem ein wahrer Kern. Frankfurt unterscheidet sich tatsächlich ziemlich deutlich von Rothenburg ob der Tau-

ber. Dennoch habe ich die Stadt anders erlebt. Man muss nicht tagein, tagaus zwischen der Deutschen Bank und der Börse hin- und hergehen, und wenn man ein rotbeleuchtetes Schummerlokal im Bahnhofsviertel betritt, tut man es in der Regel freiwillig. Ich habe es in meinen ersten Jahren zuweilen getan, war mehrmals sogar in einem Lokal, in dem ausschliesslich Schwarze verkehrten, und erst als mir ein Einheimischer sagte, dass ausnahmslos alle Weissen in diesem Lokal auf der Stelle ein Messer in den Rücken bekämen, ging auch ich nicht mehr hin. Frankfurt als Ganzes ist jedoch nicht derart grauenvoll. Es ist nirgendwo «schön», das nicht, aber ich habe an der Stadt stets geschätzt, dass sie ihre Widersprüche und Konflikte nicht verbirgt. Ich bin einer, oder ich war es, der in herrlichen Gegenden wie der Toskana zuweilen vom Gefühl überfallen wird oder wurde, all der Schönheit gar nicht gewachsen zu sein. In Frankfurt ist man

stets (fast immer) besser dran als die Stadt. So kaputt kann man gar nicht sein. Das schafft eine affektive Leichtigkeit, die einen dieses Mischmasch aus alter Bürgerschönheit und neuem Bauen jeglicher Qualität geradezu lieben lässt. Ja, vieles kontrastiert dann durchaus angenehm mit unserer helvetischen Putzigkeit, mit unserm radikalen Renovations-Stil, der mich manchmal erschrocken innehalten und denken lässt, was, Herr des Himmels, wird einmal aus mir, wenn ich hier kein Geld mehr habe! Keine Nischen, nichts. Frankfurt ist zwar auch eine Stadt des Geldes – hierin Zürich verwandt und mit diesem rivalisierend –, aber es ist auch voller Schlupfwinkel, auf die das Grosse Geld die begehrtlichen Augen noch nicht geworfen hat. Seit meiner Abreise (1984) wird die Stadt allerdings immer schöner. Am Museumsufer stand zu meiner Zeit eigentlich nur das Städel. Frankfurt hat ja immer noch einen Kulturetat, der ei-

nen Zürcher sprachlos lässt. Diese neue Schönheit stimmt mich durchaus ambivalent. Im Grunde hasse ich Fussgängerzonen und sehne mich sofort nach dem alten stinkenden Chaos zurück. Aber auch die neue Schönheit (nun, sie bleibt relativ, Gott sei Dank!) ist wohl ein Teil der unbestreitbaren Dynamik dieser Stadt, in der in meinen Tagen die Spekulation so heisslief, dass ich mich kaum in die Ferien traute, weil ich nicht sicher war, danach meine Strasse mit meinem Haus noch vorzufinden. Tatsächlich sieht heute die Bockenheimer Landstrasse ganz anders aus als noch vor zwanzig Jahren. Nun ja. Ich bin ein altmodischer Mensch. Ich hätte gern als alter Grieche gelebt, fernen Delphinen zuschauend. Um mir das abzugewöhnen, zog ich nach Frankfurt. Es hat mir so gut getan, dass ich heute noch dahin zurückgehe, völlig freiwillig, meine Freunde besuchen, denn Menschen wohnen in dieser Stadt auch.

URS WIDMER ■

PROGRAMM:

Einen Artikel über Planung und eine Titelgeschichte über vier neue Museumsbauten war Frankfurt dem «Hochparterre» in den letzten Ausgaben wert. Diese Stadt ist, so glauben wir, auch eine Reise wert, eine Reise für «Hochparterre»-Leserinnen und -Leser. Sie findet statt von Freitag, 19., bis Sonntag, 21. April.

Freitag, 19. April

Hinreise mit der Bahn (Zürich HB ab 8.00 Uhr, Basel SBB ab 9.17 Uhr. Frühstück im Zug. 12.16 Uhr Ankunft in Frankfurt. Zimmerbezug und kurzer Lunch im Hotel. Nachmittag: Besichtigung der neuen Stadtwerke (Architekt Ernst Gisel). Anschliessend Orientierung über Frankfurts Wohnbaupolitik am Mainufer während einer Schifffahrt. Anschliessend Treffen mit Christoph Vitali, Leiter der Schirn-Kunsthalle und des Theaters am Turm, zu einem Gespräch über Kultur- und Architekturpolitik. Vitali war vor seinem Wechsel nach Frankfurt während Jahren für die Kulturpolitik der Stadt Zürich zuständig. Gemeinsames Nachtessen.

Samstag, 20. April

Frühstück im Hotel. Anschliessend Besichtigung der Neubauten an der Museumsmeile

(Postmuseum, Museum für Gegenwartskunst, Anbau Städel-Museum, jüdisches Museum). Mittagessen und Aperitif gemeinsam, Nachtessen und Abend individuell.

Sonntag, 21. April

Frühstück im Hotel. Vormittag zur freien Verfügung oder Zusammenkunft mit Design-Fachleuten des deutschen Rates für Formgebung.

Mittagessen individuell. Gemeinsamer Aperitif vor der Rückreise. 16.41 Uhr: Abfahrt in Frankfurt; 19.43 Uhr: Ankunft in Basel SBB; 22 Uhr: Ankunft in Zürich HB.

KOSTEN:

Für HP-Abonnenten/-abonnentinnen: Fr. 510.–; Nichtabonnenten/-abonnentinnen: Fr. 560.– (Bahnreise mit Kollektivbillet ab Zürich

[Halbtax-Abo], Hotel, Verpflegung nach Programm, sämtliche Führungen und Eintritte)

ZUSCHLÄGE, VERGÜNSTIGUNGEN:

Kein Halbtax-Abo: Fr. 10.–; Einzelreise (Halbtax): Fr. 20.–; ohne Halbtax: Fr. 45.–; Einzelzimmer: Fr. 27.–; Vergünstigung: ab Basel SBB: Fr. 17.– weniger; Annullationskosten: 19.3. bis 16.4.91: Fr. 50.–; 16.4.–19.4.91: Fr. 110.–

Ich/wir melde/n mich/uns für die Reise nach Frankfurt vom 19. bis 21. April 1991 an:

Name: _____
Vorname: _____
Strasse: _____
Plz./Ort: _____ Telefon: _____
Doppelzimmer: _____ Einzelzimmer: _____
(bitte ankreuzen)

Anzahl Personen: _____
Namen und Vornamen der Begleitperson/en: _____

Begleitperson/en in
Doppelzimmer: _____ Einzelzimmer: _____
(bitte ankreuzen)

Ich bin «Hochparterre»-Abonnent/in: ja _____ nein _____
Ich habe ein Halbtax-Abo: ja _____ nein _____
Ich reise ab Zürich: _____ Basel: _____
(bitte ankreuzen)

Datum _____ Unterschrift _____

«Hochparterre»: Yvonne Schwager
Industriestrasse 54
8152 Glattbrugg

(Teilnehmerzahl beschränkt, Berücksichtigung in der Reihenfolge der Anmeldungen)

Der grosse «Hochparterre»-Wettbewerb

Die axonometrische Kuh

Auch «Hochparterre» steht nicht zurück. 700 Jahre lasten auf unserer Eidgenossenschaft, und dagegen muss etwas unternommen werden. So haben wir uns entschlossen, das schweizerische Wappentier par excellence, die Kuh, zur Heldin eines kleinen Wettbewerbs zu machen.

Ist es überhaupt möglich, eine Kuh axonometrisch darzustellen? Wie kann der Gegensatz von Abstraktion und Organischem überwunden werden? Uns interessiert weniger die zeichnerische Geschicklichkeit, sondern eher die Auflösung dieses Widerspruchs.

Die Frage nach der axonometrischen Kuh könnte mit einer Gegenfrage beantwortet werden: Kann ein Paradox durch die Zeichnung dargestellt werden?

Die Kuh ist in der Architekturtheorie keineswegs abwesend. Ein Blick auf die Zwischenkriegszeit zeigt, dass sie Freunde und Feinde hatte. Wir können zwei gegensätzliche philosophische Ansätze unterscheiden:

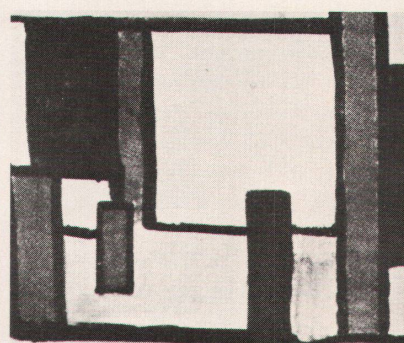
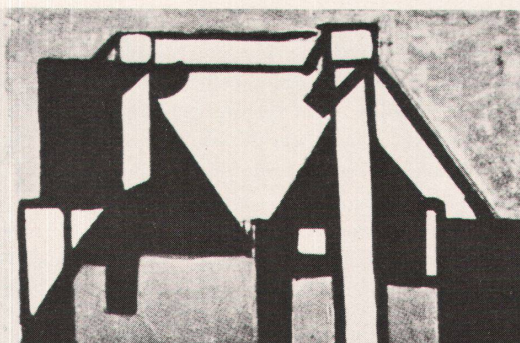
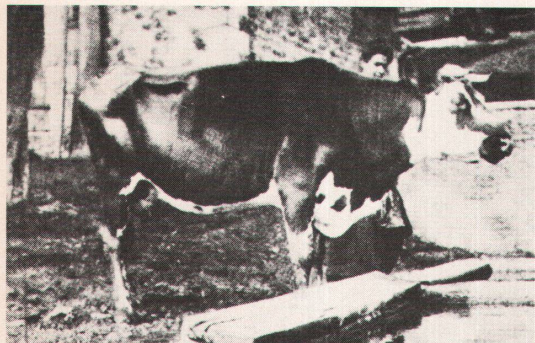
Einerseits: Die Kuh muss weg. Sie ist ein bloss vorübergehender Gegenstand, ergo gar nicht vorhanden. Das ist die Haltung Theo van Doesburgs. Für ihn war die Kuh vollkommen unnötig. Heute

begreifen wir, warum die Holländer des de Stijl bei ihrer Suche nach einer elementaren und anonymen Bildsprache die pittoreske Erscheinung und die Reize der friesischen Kühe abgelehnt haben. Genauso wie Mondrian jene Tulpe in seinem Atelier weiss übermalte.

Bruno Reichlin hat gezeigt, wie van Doesburg die Axonometrie aufgewertet hat. Sie war ihm das geeignetste Darstellungsmittel, die Vereinigung der drei grafischen Grundoperationen, wie sie von Vitruv bis Alberti beschrieben wurden: Grundriss, Aufriss und Perspektive. Axonometrie heisst

für van Doesburg die aktive Anwendung der Abstraktion.

Andererseits: Die Kuh ist ein heiliges Tier. In seiner Lebensbeschreibung widmet Frank Lloyd Wright der Kuh ein ganzes Kapitel. Das erinnert an Wrights romantische und pantheistische Überzeugungen. Die Kuh verkörpert für ihn den Reichtum der Nationen. Er folgt damit den ökonomischen Grundsätzen der Physiokraten, wie sie besonders von Thomas Jefferson, Architekt und dritter Präsident der Vereinigten Staaten, verkündet wurden. Mit der Verehrung der Kuh verwirft Wright die Grossstadt als archi-



Termine

Bis 1. Mai 1991:

Einreichen der Arbeiten mit dem Vermerk «die axonometrische Kuh» an Redaktion «Hochparterre», Industriestrasse 54, 8152 Glattbrugg.

6. Mai 1991:

Sitzung des Preisgerichts.

1. Juli 1991:

Eröffnung der Ausstellung «La vache en axonométrie» im Musée des arts et sciences in Ste-Croix. Es spricht Professor Dr. Jacques Gubler.

20. August 1991:

Erscheinen des Heftes 8/9 von «Hochparterre», in dem die preisgekrönten Arbeiten vorgestellt werden.

Über den Wettbewerb wird keine Korrespondenz geführt. Teilnahmeberechtigt ist jedermann.

Preisgericht

Prof. Dr. Jacques Gubler, ETH Lausanne (Präsident); Prof. Dr. Alberto Sartoris, Cossonay-Ville; Dr. Benedikt Loderer, Chefredaktor «Hochparterre», Zürich; Hans-Ulrich Steger, Zeichner, Maschwanden; Susanne Hochuli, Journalistin, Mitarbeiterin TV DRS und Bäuerin.

Preise

Es werden insgesamt vier Preise ausgerichtet, die in jedem Fall zur Verteilung kommen.

Erster Preis:

Zwei Tage für zwei Personen in der Villa Schwob (Maison turque) in La Chaux-de-Fonds. Architekt: Charles-Edouard Jeanneret, 1916. Es wird Gelegenheit für ein «plein-air»-Malen von Kühen auf den Jurahöhen des Pouillierel geboten.

Zweiter Preis:

Ein Wochenende für zwei Personen in Freiburg. Eine Besichtigung einer der berühmten Villars-Reklameblechkühe in situ ist darin inbegriffen.

Dritter Preis:

Ein Wochenende für zwei Personen in Sierre vom 15. auf den 16. Juni. Es ist dies die Gelegenheit, das Festival de la bande dessinée zu besuchen.

Vierter Preis:

Ein Gratisabonnement für «Hochparterre», gültig bis 31.12.1999.

Die Kuh im Museum

«In jedem Schweizer steckt eine Kuh, die schlummert.» Das behaupten die Organisatoren der vier Ausstellungen, die das Schweizer Tier beschreiben werden: Das Musée gruérien in Bulle und das Musée d'ethnographie in Genf zeigen den Reichtum der Kuhsymbole in der Schweiz. Das Wallis und das Greyerzerland werden die Weiden sein, auf denen die Geschichtsfreunde grasen. Im Musée des arts et sciences in Ste-Croix ist von April bis Oktober eine Ausstellung zu sehen, die den Widerspruch zwischen dem traditionellen Bild der Kuh und ihrer Rolle im Wirtschaftsleben thematisiert. «La vache en axonométrie» wird als Sonderschau und Ergänzung gezeigt: der Widerspruch zwischen organisch-wiedererkennender Wirklichkeit und analytischer Abstraktion. Die Ateliers et expositions de Saint-Gervais MJC in Genf (eine Art Genfer Rote Fabrik) zeigen von August bis Oktober eine Fotoausstellung, die sich der Kuh annimmt.

Das Musée d'histoire naturelle in Freiburg und das Institut agricole in Grangeneuve betrachten die Kuh als Landwirtschaftsgerät. Was ist die Kuh heute wert? Als Milchproduzentin, Rasenmäher, Subventionseinheit?

tektonisches und kulturelles Modell. Stockzahnälchend traut er der Kuh sogar eine gewisse architektonische Vernunft zu. Dies sowohl in Sachen Geographie wie Klimakunde. Die Kuh nämlich sei in der Lage, den richtigen Bauplatz für ein Haus zu finden. Der Architekt solle bei dessen Bestimmung die Kuh zwar nicht direkt befragen, aber wenigstens nachahmen. Von der Kuh geht Weisheit aus, so jedenfalls die romantische Theorie der organischen Architektur.

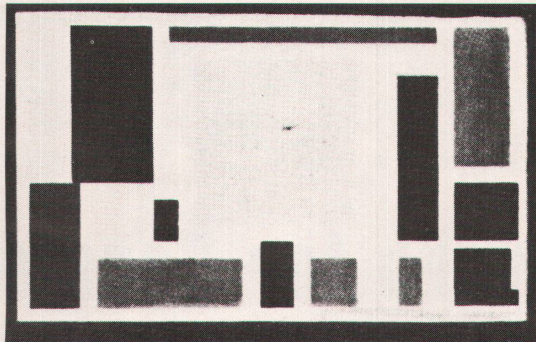
Damit ist die Tragweite des Grundwiderspruchs klar: Hat die Axonometrie als das philosophische Werkzeug der Abstraktion überhaupt Zugriff auf die organi-



Vincent van Gogh: «Les vaches», nach einer Ätzung von van Ryssel, 1890

sche und wiederkäuende Wirklichkeit der Kuh? Die Antwort auf diese Frage ist die Aufgabe des Wettbewerbs. Es ist auf dem Format einer Heftseite von «Hochparterre» (328x250 mm) eine Kuh axonometrisch darzustellen. Die Wahl der Projektionswinkel und der grafischen Technik ist den Teilnehmern überlassen. Die Darstellung muss in «Hochparterre» reproduzierbar sein.

Jede Teilnehmerin oder jeder Teilnehmer darf höchstens drei



Theo van Doesburg: «Ästhetische Transfiguration eines Gegenstandes», aus: «Grundbegriffe der neuen gestalteten Kunst», 1926

Arbeiten abgeben. Sie sind anonym einzureichen und mit einem Kennwort zu versehen. Ein verschlossener Briefumschlag enthält Name und Adresse der Einsender. Wer mitmacht, erklärt sich damit einverstanden, dass die Arbeiten in «Hochparterre» veröffentlicht und im Musée des arts et sciences in Ste-Croix VD ausgestellt werden dürfen. Es wird dies eine Sonderschau im Rahmen einer Ausstellungsserie «vache d'utopie».

LR ■

Alles möglich

JAKOBSNOTITZEN

Als der König von Lydien gegen die Perser in den Krieg ziehen wollte, ging er wie alle antiken Militärs vor der Schlacht zum Orakel, weil er wissen wollte, wie der Krieg wohl herauskomme. Er erfuhr, dass er ein grosses Land zerstören werde, wenn er den Grenzfluss überschreite. Er ging also rüstig in den Kampf und verlor sein Reich. Das ging auch späteren Kriegshelden so, wenn sie Auguren aus den Eingeweiden und dem Vogelflug lesen liessen, denn die Doppeldeutung ist der Kern der weisen Zukunftsvorhersage. Je mehr Gesellschaft und Krieg rationalisiert wurden, um so höher kamen Messbarkeit und mathematisches Kalkül in Kurs. Gesucht war Eindeutigkeit, und die weisen Sprüche wurden Sammelgut für Lateinlehrer und ihre Mittelschüler. Der Seher musste sich zum Szenariendenker umschulen, wie er heute von Kuhhaltung bis Kriegsführung gefragt ist. Entwickelt worden ist der Zukunfts- und Planungswortschatz der Szenarien in den USA. Nach dem Zweiten Weltkrieg sind die grossen Denkfabriken, die «Think tanks», aufgebaut worden. Da sind die Seher von heute versammelt und vom Verteidigungsministerium bezahlt, damit sie Zukunftsbilder entwerfen. Sie loten im Massachusetts Institute of Technology oder in der RAND-Company alle Möglichkeiten und Varianten des Eventualfalls mit vernetztem Denken aus. Sie treiben exemplarisches Design, und mit komplizierter Mathematik wird eine Welt unbeschränkter Machbarkeit inszeniert, die nach der Hand des Vollstreckers geradezu ruft.

In der Schweiz grassierte vor wenigen Jahren die Wissenschaft der Szenarien, die sich in «Gesamtkonzeptionen» ergossen haben. Alle gesellschaftlichen Bereiche werden seither über den Leist der Szenarien geschlagen, und es gibt keine Zeitschrift von Rang, die in den letzten Wochen nicht ihre Szenarien zum Golfkrieg entworfen hätte. Wir Stammtischstrategen tragen die Prophetien dann weiter, wägen Möglichkeiten und Postulate ab und verwickeln Krieg und Alltag so, bis Kriegsbilder und Kriegssprache Normalität sind und wir wieder ruhiger schlafen können.

Trotz grossem Rechneraufwand sind wir weniger weit als die griechischen Helden mit ihrem Orakel. Wie der Orakelspruch ist das Szenario zwar eine Beruhigungspille, überdies garniert mit scheinbarer Vernunft. Statt wie erhofft eindeutig, ist die Zukunftsmalerei aber mehrdeutig geworden. Denn statt wie früher für jede Ausgangslage ein Orakel, gibt es heute je nach Kapazität des Computers für jeden Fall unzählige scheinbar gleichwertige Möglichkeiten. Der Aufwand und die bunten Bilder sollen uns im Glauben bestärken, dass, wenn nur mit Kalkül entschieden werde, der Entscheid auch richtig sei. Das Orakel hat die Frage der Moral umgangen, indem es zweideutig geweissagt hat. Das Szenario umgeht sie, indem es auf Computerspiele setzt. Vernebelt wird so etwa das Problem, dass der Krieg am Golf zu tun hat mit unserem Lebensstil und dem dafür nötigen Erdöl.

So will die GBH bauen

Es ist nicht gerade häufig, dass Gewerkschaften sich Gedanken über die wirtschaftliche Zukunft ihrer Branche machen und dazu noch eigene Vorschläge unterbreiten. Die Gewerkschaft Bau und Holz (GBH) hat jetzt zum zweitenmal nach 1983 eine Studie erarbeitet, in der sie sagt, in welche Richtung sich ihrer Meinung nach die Bauwirtschaft in den nächsten Jahren entwickeln sollte.

Die Gewerkschaften müssen von ihrer Zweckbestimmung her ein Interesse am Wohlergehen «ihres» Wirtschaftszweigs haben. Predigten sie Stagnation oder gar Schrumpfung, würden sie von ihren Mitgliedern – zu Recht – als schlechte Interessenvertreter kritisiert. Schwierig wird es in denjenigen Branchen, die negative Auswirkungen auf die Umwelt haben und deren Gewerkschaften ausserdem nicht nur rot, sondern auch grün sind. Der Bau ist ein solcher Bereich.

Das Bemühen der Gewerkschaft (und eigentlich auch der Unternehmer) muss in umweltbelastenden Branchen darauf gerichtet sein, die Beschäftigung durch eine Verlagerung hin zu umweltfreundlicheren Tätigkeiten zu sichern, wie etwa ähnlich die Konversion bei Rüstungsbetrieben oder der Ersetzung von Atomstrom durch sanfte(re) Energien. Als Ziel formuliert die GBH eine Bauwirtschaft, «welche auf die durch die Umweltbedrohung gesteckten Grenzen Rücksicht nimmt und den Bedürfnissen der arbeitenden Menschen nach günstigem Wohnen und intakten Erholungsräumen besser als heute entgegenkommt».

Bei der Skizzierung des «umweltfreundlichen» Bauvolumens werden in der rund 70seitigen Studie (Titel: «Bauen und Bauarbeit 2000») in erster Linie die riesigen Investitionen in den öffentlichen Verkehr (Neat, Bahn 2000 usw.) aufgelistet und der grosse Sanierungsbedarf bei den Wohnungen angeführt. Beschäftigungswirk-

sam ist auch das Energiesparen. Eine Anpassung der Bauordnungen soll das Sparpotential im energietechnischen Bereich endlich ausschöpfen helfen, und es wird an Untersuchungen erinnert, die nachweisen, dass durch Mehrinvestitionen für energieeffiziente Geräte und alternative Stromerzeugung rund dreimal mehr neue Arbeitsplätze geschaffen werden (könnten) als durch den Bau und Unterhalt einer entsprechenden Anzahl von AKWs. Weitere Themen sind der zunehmende Einsatz von Bauchemikalien und allfällige Alternativen, die Entsorgung von Bauschutt so-

wie, selbstverständlich und zentral, die Arbeitsbedingungen. So entstand eine breite Gesamtschau – mit der üblichen Schwäche, dass der Teufel im Detail liegt, und das ist die im konkreten Fall vorzunehmende Interessenabwägung. Grossen Wert legt die GBH auf eine vermehrte Aus- und Weiterbildung in allen Bereichen, und sie verlangt neue Berufsbilder sowie eine weniger hierarchische Arbeitsorganisation. Vorgeschlagen wird zum Beispiel ein «Renovationsfacharbeiter», der über Fachkenntnisse in verschiedenen Bereichen wie Maurerarbeiten, einfache Zimmereiarbeiten, Verlegen von elektrischen Leitungen, kleinere Sanitär- und Spenglerarbeiten usw. verfügen würde. Ein anderes, sinn- und anspruchsvolleres Bauen verlangt eben auch «andere» Bauarbeiter.

ADRIAN KNOEPFLI ■

«Hochparterre»-Mitarbeiter Adrian Knoepfli, der Verfasser dieses Artikels, befasst sich als Historiker und Wirtschaftsjournalist mit der Geschichte und den Strukturen der schweizerischen Bauwirtschaft ganz allgemein. Unter dem Titel «Aufsteiger – oder längst im Bürgertum zu Hause?» hat er kürzlich eine Studie zum Thema «Bauunternehmen und Bauunternehmer in der Schweiz» veröffentlicht. Die in ihrer Vollständigkeit erstmalige Arbeit ist erschienen in «Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte, Festschrift für Rudolf Braun zum 60. Geburtstag», hrsg. von Sebastian Brändli, David Gugerli, Rudolf Jaun und Ulrich Pfister, Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel und Frankfurt 1990, ISBN 3-7190-1058-9.

Die GBH-Studie kann bezogen werden bei: Gewerkschaft Bau und Holz, Postfach, 8021 Zürich, 01/295 15 15.

Aargau: Wettbewerb für Schule

Der Kanton Aargau will eine neue Schule für Gestaltung gründen und beschreitet dabei einen neuartigen Weg: ein öffentlicher Ideenwettbewerb soll Anstösse für die Planung bringen.

«Aufzuzeigen sind Originalität und spezifische Qualität des aargauischen Beitrages an die Ausbildung im gestalterisch-künstlerischen Bereich und dessen Auswirkung auf das kulturelle Leben im Kanton», heisst es in der Wettbewerbsausschreibung.

Den Rahmen für die Vorschläge bilden die gesetzlichen Bestimmungen und Anerkennungsreglemente für Schulen für Gestaltung. Innerhalb dieses Spektrums soll der Wettbewerb aber relativ offen sein. Namentlich werden Ideen

erwartet für die Gestaltung der Zeichen- und Werklehrerausbildung, für die Zusammenarbeit mit kantonalen Institutionen, aber auch für die interkantonale Zusammenarbeit und für die allfällige Ausweitung in weitere Bereiche wie Musik.

Mit diesem originellen Vorgehen nimmt der Kanton Aargau den zweiten Anlauf für einen eigenständigen Beitrag an die «höhere» Bildung in der Schweiz: Anfang der siebziger Jahre scheiterte ein sehr viel versprechendes Projekt für ein Hochschulinstitut mit Schwerpunkt Bildungsforschung an der Kleingeisterei einer parlamentarischen Mehrheit. Der geplanten Schule für Gestaltung ist ein glücklicheres Schicksal zu wünschen. Es wäre die zehnte

ihrer Art neben Zürich, Basel, Luzern, Bern, St. Gallen, Lausanne, La Chaux-de-Fonds, Genf (alle öffentlich) und La Tour-de-Peilz (privat).

Beurteilt werden die Beiträge von einer Jury unter dem Aargauer Regierungsrat Arthur Schmid. Ausserkantonale Mitglieder sind Urs Frauchiger (Bern), Guido Nussbaum, Hans Ulrich Reck (Basel) und Albert Wartenweiler (Oberengstringen).

Als Preisgeld stehen 100 000 Franken zur Verfügung, davon 20 000 für den ersten Preis. Einsendeschluss: 31. August, die Unterlagen sind beim Erziehungsdepartement des Kantons Aargau, Ideenwettbewerb «Schule für Gestaltung», Regierungsgebäude, 5001 Aarau, erhältlich. ■